

Saint-Cyran.

Ein Beitrag zu seiner Charakteristik.

Von

Hans Lindau.

„Le grand et brave Arnauld, le bon et doux Nicole!“ — So treten uns diese beiden Führer des französischen Jansenismus aus dem gehaltvollen Werke von Sainte-Beuve über Port-Royal deutlich und anschaulich entgegen. Er hat sie nicht mit einer blinden Voreingenommenheit geschildert, wohl aber liebevoll und eindringlich. Wie sich diesem genauen Kenner der ganzen Literaturverhältnisse jener Zeit und diesem feinsinnigen Bildner und Künstler selber jene Persönlichkeiten darstellten, hat er sie auch uns zu zeigen verstanden, in einem Gemälde, dessen Anziehungskraft etwas ebenso Unauslöschliches zu besitzen scheint, wie es dem ihn beseelenden stillen Feuer der liebevollen Anteilnahme an den von heiligen Ideen bewegten Menschen, die er zeichnete, eigen gewesen ist. — Aber Arnauld und Nicole — mögen sie auch einen noch so breiten Platz in der Geschichte jener Bewegung beanspruchen — sie erscheinen doch blasser und treten zurück, wenn wir an Pascal denken, an den glühenden, beredten, sich in der Flamme eines leidenschaftlichen Wesens leuchtend verzehrenden Grübler, den radikalen Zweifler und ebenso radikalen Gläubigen, diese zwiespältige und heroische Natur, für die es zwischen alles oder nichts kein Mittelding gab. — Und Pascal ist nicht der einzige Mann von diesem Schlage, den wir unter den jansenistischen

Jüngern des heiligen Augustin und Jesuitengegnern erblicken können. Er ist sicherlich nicht der einzige, und er ist — abgesehen von seiner mathematischen und philosophischen Genialität und Denkschärfe — vielleicht nicht einmal das erstaunlichste Phänomen.

Tritt man näher heran, so wird man allenthalben, in allen Erinnerungsschriften, Briefen und sonstigen Dokumenten der Jansenisten, wieder und wieder einer eigenartig fesselnden, die Geister geradezu revolutionierenden Gestalt begegnen — dem „Abbé de Saint-Cyran“.

Dieser Freund von Cornelius Jansen hat so tief und mächtig auf die Seelen der Seinen gewirkt, wie es wenigen Sterblichen zu wirken beschieden ist. Er zwingt durch die wundersame Gewalt und Kraft seines Charakters selbst den doch einigermaßen weltkindlichen Sainte-Beuve völlig in den Bann. So sehr sich der gewandte Schriftsteller auch davor hüten zu wollen scheint, hier einmal einer bezaubernden Suggestion zu stark zu unterliegen und dadurch etwa in kritischer Beziehung unfrei zu werden, man fühlt doch, es hat ihn gepackt! Die Größe, der Heroismus, die Wucht der Persönlichkeit setzen sich durch, trotz aller der eleganten literarischen und geschichtlichen Lokalisierungsversuche. Ja, der Geschichtschreiber der Literatur wird hier gleichsam in einen unwiderstehlichen Strudel gerissen und hält der leidenschaftlichen Bewegung, die er bewundernd wahrnimmt, kaum noch stand. So dämonisch, möchte man beinahe sagen, so hinreißend zieht noch über die Jahrhunderte hinweg jener „homme fatal“ an, wie ihn die Gegner nannten, jener Heilige von Port-Royal, in dem mit ganz richtigem Instinkte wiederum gerade die Feinde den eigentlichen Führer und Begründer der nach dem persönlich viel schwächeren gelehrten Bischof Jansen zu der üblichen Bezeichnung Jansenismus gelangten augustininischen Reformbewegung erkannten.

Ohne Saint-Cyran kein Jansen, ohne Saint-Cyran kein Jansenismus, kein Port-Royal, kein Pascal in dem Sinne, den wir aus der Geschichte kennen: „Hic juxta situs est Joannes Vergerius“ können wir getrost auf die Gedenk-

tafel der „neuen Weltflucht“ setzen, die in Port-Royal ihre Ruhestätte fand.

* * *

Jean Du Verger de Hauranne, der unter dem Namen Abbé de Saint-Cyran seine Berühmtheit gewonnen hat, soll hier nicht nach allen Seiten seiner Tätigkeit hin gewürdigt werden. Die Geschichte seines Konflikts mit dem Kardinal Richelieu und die Entwicklungsbahn eines seiner großen Lebenswerke, der Kleinen Schulen von Port-Royal, habe ich an anderen Stellen zu verfolgen gesucht¹. Die bisher noch wenig behandelten Briefe und Erbauungsschriften Saint-Cyrans offenbaren uns das Innere seiner Seele und seiner Lehren. Eine kurze Charakteristik des großen Mannes von dieser besonderen Quelle aus dürfte das Bild seines Wesens, das von der Parteien Haß und Gunst noch einigermaßen verwirrt scheint, sehr wirksam aufhellen. Die Tatsache, daß die Werke nicht leicht erreichbar und selten geworden sind, hat wahrscheinlich dazu beigetragen, daß diese naheliegende Aufgabe noch nicht in Angriff genommen und so ein Seelenleiter ohnegleichen von einer Fülle kleinerer Gestalten in den Schatten gestellt worden ist.

Saint-Cyrans schroffe Folgerichtigkeit in der Durchführung der von ihm mit ungeteiltem Gemüte angenommenen und angeeigneten Heilslehren, sein Gehorsam gegen die geglaubte Einsicht, seine Einfalt und Reinheit, verleihen ihm das so Eindrucks- und Nachdrucksvolle der geistlichen Autorität. Sein Weltbild scheint im trostlosen Dunkel zu liegen, wenn wir es mit den Augen einer gewissen positivistischen, naturalistischen oder vielleicht auch einer bestimmten pantheistischen Lebensanschauung betrachten; nur die höchsten Gipfel scheinen im Sonnenlichte leise zu leuchten, über allen Tälern liegen dichte Nebel der Entsagung, der Verneinung, des Todes. Und doch ist das nicht das Bild der Welt, wie es in Wahrheit vor seiner Seele stand. In der Bewegung

1) Festschrift für Alois Riehl 1914; Ein Heiliger von Port-Royal und Kardinal Richelieu. — Jugendfürsorge 1915, Heft 2 und 3: Die Kleinen Schulen von Port-Royal und ihr Begründer Saint-Cyran.

aus dem Nächtlichen der Todesgefilde heraus und hinauf in den lichten Äther der Ewigkeit, in diesem Aufdrang liegt das Wesentliche, das dieses religiöse Weltbild so himmelweit von all dem Pessimismus scheidet, der damals auch schon in der raffiniertesten Ausgestaltung begriffen war. Nur wenn man diese innere Dynamik, die in der religiösen Stimmung liegt, verkennt, und wenn man dogmatisch statisch auffaßt, was nur als ein vorüberziehendes Gewölke in der Wertung des durchwandernden nach oben steigenden Pilgers gedacht ist, entsteht die Täuschung, als hätten wir eine finstere und unselige Naturverurteilung zu beklagen. Der Akzent liegt auf der Richtung der Bewegung. Wohin führt Saint-Cyran die Seelen? Er führt allerdings aus der Welt heraus, daher wird das Leben in der Welt nicht positiv gewertet. Das muß man zugeben und braucht es keineswegs gutzuheißen. Aber es wäre falsch, wollte man sich bei dieser Negation beruhigen. Die Negation ist für diesen Führer der Seelen ja nicht Selbstzweck, sondern nur eine *conditio, sine qua non*. Das Positive liegt in der weltüberlegenen Liebe. Nicht die kleine Bejahung, das Ja-sagen zum Augenblick, du bist so schön, sondern das heroische Ja zur Gottheit, die größte aller Lebensbejahungen, die auch den Tod bejaht und das Ich verneint um des Göttlichen willen, das Tod und Ich unendlich übersteigt, das ist das Treibende. Das ist die Kraft, von der her der Wind in alle Segel der Einzelverneinungen, der negativen Einzelgedanken und Einzelgefühle weht. Ohne diese Kraft, die religiös ist, ist freilich das ganze scheinbar so tief in verhüllenden Schatten liegende Weltbild Saint-Cyrans nicht zu begreifen.

Man wird die Seltenheit der konsequenten Durchgestaltung solcher Gefühls- und Denkweise daran gewahr, daß uns gelegentlich die Äußerungen beinahe paradox anmuten, die auf diesem Boden gewachsen sind. Ein Geistesverwandter Saint-Cyrans, der berühmte Einsiedler Armand-Jean Le Bouthillier de Rancé, schildert einmal das Los der Mönche (1626) etwa in folgenden Zügen. Zur Abschleifung der Seelen, die in der Welt leben, dienen tausend Demütigungen, die das Schicksal den Menschen in ihrem verschiedenen Betätigungs-

felde fortwährend zukommen läßt. Diese Demütigungen fehlen den vom Weltleben abgeschiedenen Mönchen. Sie wären daher sehr übel dran, wenn nicht ihr Vorgesetzter dafür sorgte, daß sie dieser verlorenen Schulung auch in der Weltabgeschiedenheit nicht dauernd verlustig gehen möchten. — Also zur Abtötung des Stolzes, der ohne Demütigungen leicht aufschießt, versucht Rancé einen künstlichen Ersatz seinen Pflegebefohlenen zu bieten, damit sie den Vorteil der auf natürlichen Weltwegen gedemütigten Brüder draußen ihrerseits nicht einbüßen.

Man hätte erwartet, daß das Leben der Mönche gepriesen wird. Sie schweigen, leben sorglos in Frieden, haben nichts Peinliches zu erdulden —, nichts scheint näher zu liegen als die Folgerung: *Ainsi leur condition serait bien heureuse*, aber das Gegenteil spricht Rancé aus. Und nur der erste Augenblick ist überraschend. Sobald man sich in die Notwendigkeiten dieses Gedankenganges hineinfühlt, wird die innere Logik unverkennbar, und die paradoxe Härte ist nur Schein.

Diese Art Rancés ist auch die Art des Abbé von Saint-Cyran. Er sagt z. B.: Die Armen, die sich ihrer Armut schämen, — verdienten reich zu sein! Nämlich für Saint-Cyran ist, im Gegensatze zur üblichen Weltmeinung, der Reichtum alles andere eher als ein Vorteil und Vorzug, die Armut dagegen, um ihrer Fülle an negativen Verhältnissen zu nichtigen Lebenswerten willen, das Wünschenswürdige. — In seinen tiefsinnigen „Armutsgedanken“ ist das mit einer feurigen Glut durchgeführt, die selbst in den paradox scheinenden Übertreibungen einen eigenen Adel bekundet.

Saint-Cyran hat die Erhabenheit, die bis hart an den Rand der gefährlichen Zone sich heranwagt, wo sie in das stärkste Gegengefühl umschlagen könnte. Aber der fürchtet die Möglichkeit nicht, Gelächter oder Verachtung zu erwecken, der so scharf erkennen lernte, aus welchen Positionen herausgelacht und verachtet werden kann, und der so unsagbar höher steht als diese Positionen.

Concupiscentia, der Inbegriff irdischer, selbststüchtiger Begehrlichkeit, und Caritas, die Liebesflamme, die zu Gott aufgetragen wird, weil sie sich nicht an die Dinge hängt, und weil in ihr nicht die Last der Dinge herabziehend wirkt, weil sie leichter ist als das schwere und träge Element des kleingläubigen, sorgenvollen Erdenlebens, — das sind die beiden großen Richtungsgegensätze, die für die Ethik und Pädagogik unseres „directeur d'âmes par excellence“ von entscheidender Wichtigkeit sind. Er wird nicht müde, das Christentum in diesem Sinne zu deuten und zu leben. Es gilt, der Concupiscentia in allen ihren Phasen zu entkommen, all die verschiedenen libidines, wie sie von unten nach oben, als Fleischeslust, weltliche Eitelkeit, Prunksucht und Wissensvermesseneheit (Curiositas) auftauchen, zu verlassen und sich zu retten in die alles heiligende und läuternde Liebe zur Gottheit. Wie da in jedem einzelnen Falle Rat und Tat auszufallen hat, dafür bieten uns namentlich die noch so wenig gewürdigten, unschätzbaren Briefe Saint-Cyrans beinahe auf jeder ihrer frommen Zeilen ein wo nicht schon an sich vorbildliches, so doch allenthalben zu den maßgeblichen Normen hindeutendes und geleitendes Verhalten. Er schreibt unter dem Diktat seines von Liebe zu Gott erfüllten Herzens. Und diese Liebe zu Gott ist nichts Abstraktes, das erkältend seine menschliche Haltung zu den wirklichen Einzelnen beeinflussen kann, sondern sie ist im Gegenteil das Element des wirksamsten und belebendsten Zartgefühls gerade für den Einzelnen, sie enthält das Geheimnis der tiefsten Abgestimmtheit der Seele auf jede einzelne Situation.

In jeder Lage sieht nämlich der fromme Sinn des Verfassers dieser Briefe zunächst und vor allem einmal eine Veranlassung, die Gefühle dankbarer Ergebenheit und freudig bejahender Aneignung, Einverseelung, zu erwecken. Wie er selber das Leben nahm, wie er z. B. bei seiner Einkerkung durch Richelieu, von Anfang an Gott für die Gnade auch des Leidens in aufrichtiger Einfachheit und Demut dankte, so lehrte er auch andere, sich mit ihren Schicksalen zu befreunden, da der, der diese Schicksale schickte, des unend-

lichen Vertrauens würdig schien. Dies kindliche persönliche Verhältnis erzeugte einen solchen reinen Einklang, wie ihn alles Grübeln und Philosophieren nie herzustellen vermocht hätte. Auch wird bei der Auflösung oder Erläuterung dieser Erlebnisse in unseren harten begrifflichen Wendungen vielleicht etwas Heiliges entweiht und zerstört, das sich eher still empfinden als schildern läßt. Nur wenn wir Brief auf Brief in aller Stille auf uns wirken lassen, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Anforderungen an das Gemüt der Leidenden in der so eigentümlichen, zuversichtlichen, ernsten Form als etwas Schweres, das doch durch die Gnade leicht wird, gestellt werden, wenn wir das durch die verschiedenen erzieherischen Ratschläge und Winke hindurch verfolgen — das Eingehen auf das persönlichste Leben —, dann erhalten wir wohl eine Ahnung von der gelinden und doch so starken Macht dieses Mannes über die Seelen; und wir verstehen auch, wie der andersgesinnte große Staatsmann von ihm sagen konnte: „Il est plus dangereux que six armées“.

* * *

Es mag heutigen Psychologen naheliegen, hier vielleicht von einer ganz besonderen, sublimen, doch schließlich auch naturgewachsenen Abwandlung des „Willens zur Macht“ zu sprechen, Befriedigung des geistigen Egoismus in einer neuen Verkappung zu vermuten, Herrschsucht, gekränkte Eitelkeit, die sich in einer strengen Selbsterfleischung austobt, und wie all das pathologisch gefärbte Unterweltliche der psycho-analytischen Dämonologie noch lauten mag. Es wäre aber gezwungen und verkehrt, in diese nächtlichen Gefilde der menschlichen Unzulänglichkeit untertauchen zu wollen, um da heraus die Voraussetzungen zu der heiligen Kraft in der seelischen Struktur des frommen Mannes hervorzuholen. Gewiß mag ja irgendwann einmal all das Überwindungswürdige auch in seiner Brust gewohnt haben, aber das ist doch nicht das Entscheidende. Pascal erinnert ganz richtig daran, daß auch die Großen die Füße ebenso tief auf der Erde stehen haben wie die Kleinen; es kommt auf etwas

anderes an als auf die naturhaften Vorausbedingungen der Größe.

Nicht Wille zur persönlichen Macht ist als Triebfeder der Seelenleitung an Saint-Cyran erkennbar. Man könnte eher im Gegenteil von einem edlen Willen zur persönlichen Ohnmacht sprechen. Es gehört zu seinem alles durchdringenden Gottesglauben und zu seiner alles verklärenden Gottesliebe, daß er den in der christlichen Heilslehre stets vorhandenen Gnadenbegriff in einer Stärke ausbilden muß, der diesem Begriffe eine gewisse dogmatische Hypertrophie zu verschaffen scheint, dermaßen, daß er sich von den Pfaden, die die Kirche einschlägt, abzuirren Gefahr läuft. Ich will hier nicht auf die metaphysischen abgrundtiefen Schwierigkeiten ausführlicher zu sprechen kommen, die aus dem augustinischen Jansenismus eine vom Katholizismus, speziell vom Jesuitismus, abgelehnte Irrlehre gemacht haben: die Lehre von der vollständigen Willensverderbtheit durch die Erbsünde, von der verlorenen Freiheit, von der zitternden Abhängigkeit und Gnadenbedürftigkeit der gefallenen Kreatur. Diese metaphysischen Nachtschrecken haben alle auch einen ganz verständlichen psychologischen Sinn, der aus der Tiefe des Willens zur Ohnmacht und zur Gnade hervorleuchtet. Es ist vielleicht eine schlechte Metaphysik, aber es steckt darin eine erlebte Psychagogik.

Die Struktur dieser Psychagogik hat etwa folgende Züge. Wir haben unser Ich nicht selbst geschaffen, sondern erhalten es fort und fort als eine Gabe Gottes. Wir haben Gott dafür zu danken und für alles, was wir erleben und erfahren in der Gegenwart und in Zukunft. Unsere Vergangenheit allein ist unser Werk gewesen, soweit es eine böse und sündhafte Vergangenheit war. Wir sollen sie bereuen und uns der Gnade Gottes befehlen. Wir sollen sie bereuen, aber dann auch vergessen. Alle Taten sollen wir in Gott begraben sein lassen, die bösen wie die guten, für die wir dankbar sein durften. Dies gehöre zur echten Demut. Die Engel löschen die Sünden im Gedächtnis aus, aber die guten Werke hat Gott mit Ewigkeitsschrift in das Buch des Lebens eingeschrieben. Wir aber sollen unsere

Missetaten — das kehrt in den Briefen an verschiedenen Stellen wieder (vgl. z. B. Lettre 104 vom 2. 6. 1640 und 108 vom 4. 5. 1642 oder 148 vom 10. 5. 1639) — begraben sein lassen und nicht in der Erinnerung wieder aufwühlen. Wir brauchen sie nicht auszugraben, nachdem Gewißheit erlangt ist, daß Gott sie vergeben hat. Nur Demut soll das Herz behalten (qu'il n'en reste qu'une grande humilité du cœur). Wie es Krankheiten des Körpers gibt, die man durch Ruhe heilen muß, so wird auch manches geistige Leiden besser durch Schweigen als durch Worte und Gedanken behoben. — Die Dankbarkeit für alles gehört zu den wesentlichsten Erfordernissen der von Saint-Cyran angestrebten Seelenhaltung.

„Wenn wir von Gott eine besondere Gnade empfangen haben“, schreibt Saint-Cyran in einer kleinen erbaulichen Abhandlung (Werke IV, 499 ff. Bewunderung des Erbarmens Gottes und besonders seiner Erbarmungen gegenüber den größten Sünden), „von der Menschen Zeugen gewesen sind, oder die vielleicht um so größer ist, als sie nur von Gott gekannt ist, der sie schenkte, und von dem, der sie empfing, so sollen wir suchen, dafür auf eine besondere Art dankbar zu sein. Und damit dieser Dank Gottes würdig sei, muß er von einer aufrichtigen Demut begleitet sein, die uns vor den Augen Gottes und in unseren eigenen Augen zunehmend vernichtet“.

Man sieht, es ist diese Vernichtungstendenz gegen die ganze selbstherrliche Welt der Concupiscentia und ihrer Libidines, die nötig ist, um das Gegengefühl der grenzenlosen Liebe und Uneigennützigkeit, der eigentlichen Gottseligkeit, hervorzutreiben. St. Cyran erinnert nun an die „ausgezeichnete Regel der Schrift und der Heiligen, wenn Gott uns erhebt, besonders wenn dies vor den Augen der Menschen geschieht, zu arbeiten unverzüglich uns zu demütigen und zu erniedrigen, da wir sonst Gefahr laufen, in Hochmut zu verfallen und uns zu verderben. . . . Kein Erbarmen widerfährt dem Menschen, das geeigneter ist, seine Seele zu erheben, als wenn er in einer Zeit, da er es am wenigsten hoffte, aus großer Bedrängnis befreit wird und die Achtung

der Menschen erhält. Dann besonders müssen wir Gott bitten, uns gnädiglich ein Mittel erkennen lassen zu wollen, wie wir uns unaufhörlich demütigen, um erkenntlich zu sein für die Größe des Erbarmens, die er uns hat zuteil werden lassen. Und so haben alle Heiligen anerkannt, daß es schwieriger ist, die günstigen als die widrigen Geschehisse zu ertragen, und daß der Glanz des Glückes gefährlicher ist als die Last des Unglücks. Auch hat uns die Erfahrung oft gezeigt, daß die meisten derer, die in der Betrübniß weise erschienen, aufhörten es zu sein, als Gott sie davon befreite, und daß das Ende ihrer Leiden zu einem Anfange ihres Falles geworden ist.

„Schickt Gott einem solchen Menschen eine neue Heim-suchung, die wie eine Fortsetzung der ersten, von der er ihn befreit hat, auftritt, so möge er sich dessen freuen und glauben, daß Gott es gut mit ihm meint, und daß er ihn im voraus von all dem befreit, was zu einem Hindernisse an seinem Seelenheile werden könnte. Und wie Gott ihn aus der ersten Betrübniß gezogen hat, soll er hoffen, daß Gott ihn auch von der zweiten befreien werde.

„Es ist ein Anzeichen für das Erbarmen und die Aus-erlesung Gottes, wenn das Leben des Menschen auf solche Weise einem Gewebe von einander folgenden Schickungen des Widrigen und des Angenehmen gleicht, so daß er durch Gottes allmächtige Hand davor bewahrt bleibt, im guten Geschehisse sich zu überheben und im bösen zu ver-zagen.

„Wer nicht mit Geduld das Übel, das Gott ihm sendet, für sein Seelenheil ausnützt, wird das erwiesene Gute auch nicht weise gebrauchen, und wenn er sich mit guten Werken befaßt, so wird dies nicht in dem Geiste und in der Ge-sinnung geschehen, die Gott von ihm fordert.

„Die Schrift nennt diese großen Erbarmungsbezeugungen, die Gott einigen, besonders den großen Sündern gegenüber bekundet hat, Wunder.

„Was gibt es Unbegreiflicheres als dieses Erbarmen, mit dem Gott, der eine Seele, die seiner nicht achtet, nicht ver-gessen kann, eine solche Seele, die fortwährend alle ihr er-

wiesenen Gnaden schlecht verwendet, endlich aus diesem so tiefen Abgrund der Sünde und Verderbnis herauszieht, in dem sie viele Jahre hindurch versunken war. . . .

„Der, dem Gott eine so wunderbare Gunst erwiesen hat, soll täglich, stündlich, ja, wenn es angeht, in jedem Augenblick in einer stets erneuten Bewunderung der Güte Gottes leben und anerkennen, daß er weit davon entfernt ist, sie in ihrer ganzen Ausdehnung zu verstehen, ja daß hierzu vielleicht kein Engel noch Seraph fähig ist, da das Verständnis hierfür dem höchsten Wesen vorbehalten ist, von dem der heilige Paulus sagt, daß es die göttlichen Geheimnisse durchschaut und alles, was sie im Tiefsten und am verborgensten einschließen.

„Schickt Gott einem solchen Menschen auch einige Übel und Betrübnisse während seines Lebens, so soll er sagen: Dies ist nichts, es sind nur Blumen, nicht Dornen; diese Übel dienen nur dazu, mich der empfangenen Wohltaten Gottes zu erinnern und der unendlichen Erbarmungsbezeugungen, die Gott mich hat zuteil werden lassen.

„Es gibt kein besseres Kennzeichen einer festgegründeten Frömmigkeit, die solches nur ist, insofern sie demütig ist, und die nur demütig ist im Verhältnis zu ihrer Dankbarkeit, als diese innere Freude bei den Leiden dieses Lebens, oder, wenn sie nicht fühlbar ist, wenigstens die Erkenntnis, daß man sie fühlen sollte, und daß man nicht weniger Gott für diese Leiden Dank sagt wie für die Freuden, die er uns schickt, da die zeitlichen Übel, wenn man sie mit diesem Glauben erleidet, wirkliche Güter sind, nach den Worten Pauli, als fruchtbarer Samen und sicherste Bürgschaft der ewigen Güter.

„Die begangenen Sünden, so groß sie auch sein mögen sind so wenig Hindernisse für das Heil in einer solchen Seele, daß sich im Gegenteil Gott dieser als Mittel bedient, um sie an sich zu ziehen und reiner und reiner zu läutern; denn indem sie unaufhörlich diesen Abgrund von Übeln erblickt, aus dem die göttliche Gnade sie herausgerettet hat, erstarkt in ihr die Überzeugung, daß alles, was sie für Gott tun könnte, nichts sei und daß, da der, dem stärkere Sün

den vergeben wurden, stärker lieben sollte, sie niemals den geringsten Teil ihrer Schulden abtragen könnte.

„Der, dem Gott ein so großes Erbarmen hat widerfahren lassen, spürt eher, daß er in der Gnade gewachsen ist, als er die Mittel und Wege entdeckt, deren Gott sich bediente, um ihn wachsen zu lassen. . . .“

— Gott rettet bisweilen Schiffer aus Gefahren eher als im Hafen. Man muß vertrauen, daß sein Wille mit uns der rechte ist und sich daran halten (vgl. I, 155).

„Sein Erbarmen“, heißt es in der Abhandlung weiter, „läßt Gott gegen die, die er aus den größten Verirrungen gezogen hat, auch darin leuchten, daß er sie bisweilen mit einer so überquellenden Gnade erfüllt, daß sie nach ihrem Falle schneller steigen, als sie in einer beständigen Übung der Tugenden getan hätten, weil sie nun, wurzelnd in einer innerlicheren und tieferen Demut alle ihre Werke mit größerer Wärme, Wachsamkeit und Liebe vollbringen.“

„Dies hat den Apostel ausrufen lassen, daß das Erbarmen sich über die Gerechtigkeit erhebt. Es ist eine der Bedeutungen, die man aus dem Worte Christi, daß die ersten die letzten und die letzten die ersten sein werden, herauslesen kann, wenn man dies nicht nur bezüglich der Bösen gegenüber den Guten versteht, sondern auch bezüglich der Bűber gegenüber den Unschuldigen. Es ist das der Gipfel der Güte Gottes, der bisweilen durch einen Überfluß an Gnade bewirkt, daß die großen Sünder am Ende vor ihm heiliger werden als die, die stets in Unschuld und Frömmigkeit gelebt haben.“

„Wenn Gott so die großen Sünder über die Gerechten erhebt, läßt er sehen, daß der Mensch, so unschuldig er sei, nichts ist durch sich selbst, und daß alle Tugend der Seele von ihm allein abhängt.“

„Wir dürfen auch niemals vergessen, daß der Stein, auf dem unser geistliches Haus gebaut ist, nicht auf Erden, sondern im Himmel ist, und daß es gegründet ist auf die Unwandelbarkeit dieser Liebe, die Gott vor Erschaffung der Welt gegen die hegte, denen er Erbarmen hat zuteil werden lassen wollen. Es ist eine ewige Quelle der Gnaden, die

vom Himmel zur Erde auf die Seelen niederströmt. . . . Man muß blind oder unempfindlich sein oder des Glaubens entbehren, um nicht in jedem Augenblicke die Größe des Erbarmens Gottes gegen uns zu bewundern, wenn wir wahrhaft den Weg des Lebens wandeln, da wir auf ihm keinen einzigen Schritt tun können, wenn uns seine Gnade nicht trägt und stützt.“

* * *

Von dieser Stellung aus sendet Saint-Cyran an die, die seiner Tröstungen bedürfen, jene Briefe, die mit ihren Himmelstönen mächtig und gelind in allen irdischen Trübseligkeiten zur Einkehr in den Frieden Gottes läuten. An eine erblindete Nonne (Geneviève de S. Augustin le Tardif) richtet er (25. Mai 1638) folgende Zeilen: „Meine sehr teure Schwester! Wenn außerordentliche Übel Menschen Ihrer Art heimsuchen, soll man glauben, daß es Güter sind. Denn der Glaube ergreift stets das Gegenteil des äußeren Anscheins bei den Gläubigen. Es gibt keine größere Betrübniß, als blind zu sein, wenn man den Sinnen, den Leidenschaften und den menschlichen Verstandesgründen folgt; und es gibt nichts so Heiligendes, wenn man auf Gott schaut und seiner ewigen Ratschlüsse gedenkt. . . . Alle zeitlichen Freuden scheinen wie in einem Inbegriffe eingeschlossen in dem Sonnenscheine, weil man jener kaum froh wird denn in seinem Lichte. Und hinwiederum, alle himmlischen Geschenke der Gnade liegen eingeschlossen in dieser Umnachtung der Augen eines rechten Christen, der sie mit Geduld erträgt, und der so seine Seele reiner und heller macht. Wenn ich könnte, so würde ich alle Tage Sie sehen kommen, um teilzunehmen an Ihrer Finsternis, die diesen Namen nicht verdient, da sie, nach dem Worte des Evangeliums, weder drinnen noch draußen ist. Ihre Gebete werden in um so schönerem Glanze leuchten.“

An dieselbe Blinde lesen wir in einem späteren Briefe (12. Nov. 1641): „Gott weiß, daß meine Gedanken stets bei Ihnen sind, und daß ich Sie nicht für unglücklich halte, weil Sie*blind sind, da Sie dies in Liebe zu Ihm ertragen

und eingedenk der Gründe, die Er hatte, als es Ihm gefiel, Ihnen diese Betrübniß zu senden.

„Die Hauptangelegenheit unseres sittlichen Verhaltens besteht darin, uns Seinem Willen gemäß zu machen, da wir ja doch es nur unvollkommen erreichen können, uns Seinen göttlichen Vollkommenheiten gemäß zu machen, die indessen dennoch, nach dem Evangelium, alle das Vorbild derer sein müssen, die als wahre Christen leben. . . . Indem der Glaube uns lehrt, daß, außer der Sünde, Gott alles will und tut, was in der Welt geschieht, muß man, um vollkommen tugendhaft zu sein, alle Geschehnisse gut oder böse als Wirkungen des Willens Gottes erfassen.“

Saint-Cyran sagt, daß er oft daran denke, wie er sich benehmen würde, wenn Gott ihm eine solche Heimsuchung, wie die Beraubung des Augenlichts, schickte, und er gesteht, daß er zu keinem anderen Schlusse gelangen könnte, als daß es ihm stets schiene, daß, wenn Gott ihn körperlich blind machte, dies geschähe, um ihn seelisch reiner zu machen und ihm zu ermöglichen, gleichsam alles auf einmal zu bezahlen, was er Gott schuldig sei. „Auch wäre das Erste, was ich dann, wie ich glaube, täte, mich auf die Kniee zu werfen, um diese Gabe mit der ganzen Fülle des Herzens in Empfang zu nehmen.“ So schreibt der Mann, der bei den harten Schicksalsschlägen des eigenen Lebens ohne Zweifel selbst den tiefsten Dank für Gnade in der Seele zu erzeugen trachtete.

* * *

Das Mittel, Gottes Gnade zu erlangen, seines Beistandes teilhaftig zu werden, ist für Saint-Cyran das Gebet. Über die Stetigkeit des Betens hat er sich des öfteren vernehmen lassen. (Vgl. besonders Werke I, S. 152; II, S. 535, Lettre 115, Vincennes 23. 10. 1641, S. 541; Lettre 116, Vinc. 28. 10. 1641, S. 550; Lettre 118, Vinc. 20. 11. 1641, S. 501 ff.; III, S. 366, Lettre 154, 26. 6. 1642; IV, S. 88; Le Cœur nouveau; ferner III, S. 128, Lettre 132; über Stetigkeit III, S. 98, 152, 286 ff., Lettres 125 und 132. Vgl. ferner Théol. fam., Leçon XIII.)

Faut-il que la prière soit continuelle?

— Oui: Car comme nôtre indigence est continuelle, il faut continuellement prier Dieu de nous secourir.

— Soll man mithin fortwährend auf den Knien liegen, um zu beten?

— Nein; denn es gibt verschiedene Arten zu beten. Die erste ist die durch Worte, die zweite: durch Gedanken, die dritte: durch Handlungen, und die vierte: durch Leiden. — Taten, heißt es weiterhin, sind stärker als Worte und Leiden noch viel stärker als Taten. —

‘Keine Leere lassen’ ist ein Lieblingssatz von Saint-Cyran. Müßiggang ist gefährlich. Der ganze Lebenstag soll ausgefüllt sein mit gottgefälligem Tun. Das unaufhörliche Gebet wird durch die Arbeit, seiner Meinung nach, nicht unterbrochen, sondern weitergeführt. Die demüthigen Dienstleistungen, die man anderen verrichtet oder sich selber, um nicht fremde Bedienung in Anspruch zu nehmen, sind solche Fortsetzungen des Gebetes. Auch soll die Nahrungszunahme durch den Gedanken geheiligt und geweiht sein. Niemals ist diese heilige Kette (der stetigen Fühlung mit dem Göttlichen) zu unterbrechen! (Wie unendlich weit von einer finsternen Weltabgewandtheit im lichtlos trübseligen Sinne ist dieser theosophische Heliotropismus!) Alles soll in sie eingeschlossen werden. So wird aus unserem Alltagsleben ein Reichthum ohnegleichen erblühen.

Gott sieht nur an, was man ihm von Herzen widmet (Caritas), und wenn Zerstreungen auch einmal diese Fühlung mit dem Überirdischen stören sollten, so wird die Kette doch ihre Fortsetzung finden dürfen, wenn das Innere sich nicht auslöst vom Göttlichen durch Hängenbleiben am Kreatürlichen (Concupiscentia). „Zwei Dinge“, schreibt er, „fasse ich nur ins Auge, daß keine Leere und kein Müßiggehen entstehen möge in dem Tagewerke, und daß ich nichts unternehme, ohne den Sinn dabei auf Gott zu richten.“ Si incipis, perfecte incipe! wird von ihm nach dem heiligen Bernhard gelegentlich zitiert (III, 70). Alles Beginnen ist in besonderer Weise heilig (IV, 88). Tout principe et tout commencement nous doit être vénérable (II, 523). Auch

Saint-Cyran kennt die Gefahr der Anfänge, doch freilich erscheint ihm diese Gefahr in anderem Lichte als dem großen Historiker Jakob Burckhardt, nämlich alles ist in die Seele verlegt, und auf äußeres Verderben kommt es in diesem Zusammenhang überhaupt nicht an. Wenn die Leiden auch den ganzen Leib zerstören, daß nur das Skelett bleibt, — der Glaube, le regard intérieur vers luy, cette sorte de prière qui consiste dans le seul regard de Dieu, dies geistigste Band der demütigen Abhängigkeit der Seele von ihrem Schöpfer — bildet das Eine, was not tut.

„Dieu ne scauroit faire une plus grande grace à un Chrétien et à un Pasteur, que celle du martyre. La charge pastorale et le martyre sont deux récompenses de la bonne vie.“ So heißt es in den „Lettres chrétiennes et spirituelles . . . qui n’ont point encore été imprimées jusqu’à présent“ (I, 230 [1744]), wo über die Pflichten und die Würde des Priestertums so Eindringliches gesagt ist. Der Priester soll allem Zeitlichen abgestorben sein, er darf nicht am eigenen Leben hängen, er muß jeden Augenblick bereit sein, das Leben zu lassen in seiner Pflichterfüllung „dans les assistances qu’il rend à la moindre de ses brebis au temps de la famine, de la guerre ou de la peste et d’autres maladies contagieuses“. In der gewissenhaften, hingebenden Seelsorge sieht Saint-Cyran einen Beruf, der hoch über die Gelehrsamkeit und das bloße Lehramt hinausgeht. Von der bischöflichen Würde dachte er groß, doch gehört es zu den schwer durchdringlichen Zügen seiner tiefen Persönlichkeit, daß er diese Würde für sich selbst zu wiederholten Malen ablehnte, eine Tatsache, die natürlich auch nicht gerade dazu angetan war, den ihm zunächst wohlwollend, ja freundschaftlich gesinnten Richelieu zu erfreuen.

Doch die Gesinnung, die wir bei Saint-Cyran wahrnehmen, hat ihre eigene weltüberlegene Konsequenz und fragt nicht nach Klugheitsregeln und Politik. Er ist vollständig furchtlos gegenüber allen äußeren Schickungen und sucht nur auf die Seelen zu wirken; aber auch hier nicht etwa mit dem Gefühle, als ob es auf sein eigenes Wirken ankomme, das würde nicht in seine Weltanschauung passen. Er läßt ferner

die Gnade und Güte Gottes walten, „la Grâce, qui est la vie de nôtre âme et la vie de nôtre vie“.

* * *

In allem, was die gewöhnliche Weltanschauung als Übel betrachtet, Leiden des Leibes und der Seele, Krankheiten, Unehre, Schimpf und Schande, Entbehrungen, Armut, Ohnmacht, Schwäche und Freiheitsberaubung, sieht die von Saint-Cyran angestrebte Geistesverfassung durchaus nichts wahrhaft Erschreckliches, sondern Zuchtruten eines gnädigen Vaters im Himmel. Das Problem der Theodicee: unde malum? besteht für seine Mystik nicht; es taucht ja nur auf, wenn ein rationalistischer Anspruch auf theologische Weltklärung gewagt wird. Dies ist hier nicht der Fall. Das Übel ist kein Übel, wenn das Herz es in der rechten Liebe erfaßt. Nichts von außen kann das Innere verunreinigen — nichts es betrüben, wenn sich auch die Schwäche des Fleisches zitternd und zagend beugen mag —, für Saint-Cyran gelten unseres Dichters Worte:

„Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich ...
Daß ja das Nichtigte
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern,
Ewiger Liebe Kern.“

Er öffnet in christlicher Caritas gleichsam seine Arme zum Kreuzeszeichen, um alle Lanzen, Pfeile und Keulenschläge aufzufangen als willkommene Boten aus dem ewigen Reiche der Liebe und Gnade. Er fürchtet nicht das Übel, sondern das Böse allein, er fürchtet nichts von außen, sondern sich selber, die Erbsünde in der eigenen Persönlichkeit. Die Gefahr des Hochmuts, die Gefahr der Superbia und der frevelnden Curiositas, und alle selbstsüchtigen Begehrlichkeiten der Concupiscentia sind für ihn das allein Furchtbare, an dessen Überwindung er arbeitet, d. h. in Demut die Erlösung erfleht, „car ny la raison la plus excellente, ny le meilleur naturel du monde, ny les plus saints et continuels exercices de religion, ne scauroient produire rien de pur et d'exempt de la corruption du peché, s'il ne procède

de la grace et de l'Esprit de Dieu, qui ne pouvant aimer que soy-même dans soy-même, ne peut recevoir de nous aucun service agreable que celuy qu'il produit luy-même dans nous par le même Esprit" (Werke III, 317f., Brief 145). — „Humilité — obéissance — patience“, darin erblickt er das echte christliche Leben. Von Gott abhängen, „la charité croît dans la dépendance qu'on a de Dieu“, das ist die Frucht des Gehorsams und der geduldigen Demut. „Suivre Dieu“ war eines seiner Lieblingsworte. In diesem Sinne stimmen seine Ratschläge überein mit den von ihm auch gelegentlich zitierten drei Lebensregeln der heiligen Katharina, deren erste lautet: Mein Kind! Sage niemals: ich will oder ich will nicht! — Der eigene Wille soll ersterben in der Liebe Gottes. Und so verschwindet das böse „Ich“ und sein ganzes Reich, das „Mein“. Daher die zweite Regel: Mein Kind! Sage niemals „Mein“, sondern „Unser“! — *Dulcissima rerum possessio communis*. In dem Begriffe „Unser“ wohnt die Caritas, ist der Egoismus aufgelöst. Und aus der Tiefe dieser Auflösung fließt eine dritte und letzte Weisheit: Mein Kind! Entschuldige dich niemals! — Das soll heißen: Suche nicht dich persönlich von Schuld reinzuwaschen, lege diesen persönlichen äußerlichen Ehrbegriff ab! Nimm die Schuld auf dich, denn du trägst in dir den Keim zu allen Sünden der Welt! (Werke II, 495 ff.)

In der bloßen Aufzählung aller dieser Gesichtspunkte geht freilich viel von dem strömenden Leben verloren, das in den wirklichen ausführlichen Mitteilungen atmet. Ich gebe nur ein dürftiges Gerippe. Die Briefe selbst trotz ihrer Kraft und Strenge enthalten doch dazu ein Etwas, das alle Strenge nicht hart erscheinen läßt, eine Güte und Menschenliebe, die sich seelenärztlich jedes besonderen Falles ganz besonders, tiefsinnig und wohlthuend heilsam, annimmt. Er warnt, er ermahnt, er tröstet, er rüttelt die Gewissen wach, aber alles in Liebe. Eine solche Vereinigung von Strenge und Liebe hat einen unvergleichlichen Seelenadel.

Dabei dringt er stets auf das Einfältige und Grundlegende.

„Reines Herzens zu sein,
Das ist das Höchste . . .“

* * *

Zur Vervollständigung des Bildes von Saint-Cyran könnte vieles noch zu Hilfe genommen und herangezogen werden. Doch glaube ich, daß dies Bild doch am schönsten und persönlichsten uns aus seinen Briefen entgegentritt. Man kann sich danach eine Vorstellung von seiner psychagogischen Einwirkung überhaupt machen, die so tief und entscheidend zu sein pflegte.

Wahrhaftig läßt sich wohl nichts ausdenken, das tiefer und entscheidender sein könnte, als die Ziele und Wege, die dieser geistliche Führer im Sinne hatte. Er geht den letzten Geheimnissen des Lebens mit einer unerbittlichen Strenge und Aufrichtigkeit auf den Grund. Wenn es ihm dabei versagt war, die Fühlung mit der Kirche, der er seine Wurzeln verdankt, dauernd aufrechtzuerhalten, so lag in dieser Tragik für ihn selbst nichts Innerliches, denn er wußte nichts von dieser Trennung. Er glaubte ihr treuer Sohn geblieben zu sein, und der Heiligenschein, den sie zu vergeben hat, war den ihm anhangenden Seinen über seinem Haupte strahlend sichtbar.

Ein Kirchenpolitiker mit einer glücklichen Hand in äußeren Angelegenheiten ist er wohl nicht gewesen. Dazu fehlte es ihm nicht an Verstand und Charakter — er besaß durchaus die Gabe, mit feinen Hemmungen sich der Situation anzupassen, und eine leidenschaftlich hervorsprudelnde, undisziplinierte bloße Ehrlichkeit war durchaus nicht seine Sache — aber es fehlte ihm der bestimmte Wille, eine weltliche Machtangelegenheit siegreich durchzufechten. Dieser vielleicht stärkste Mann seines Zeitalters in seinem Lande hatte nur sich in der Gewalt und entließ die Dinge, seinen Idealen getreu, aus seiner Herrschaft. Richelieu witterte in ihm einen unbezwinglichen Gegner. Er war kein Gegner, aber in der Tat ein Überwinder.